Leben im Extremen

Mission in Mali ist eine der gefährlichsten – Wie deutsche Soldaten den Alltag bewältigen

Der Stammtisch in der Wüste ist jeden Sonntag beliebter Treffpunkt: Michl R. (vorne rechts) genießt mit seinen Kameraden Markus R. (hinten rechts), Michael R. (hinten links) und Stefan J. (vorne links) die Spezialitäten aus der Heimat Fotos: Enric Boixadós

Temperaturen bis 48 Grad, immer wieder Angriffe auf Camps und Konvois – das Leben der Soldaten in der Wüste ist nicht einfach. Immerhin bringt die Feldpost Schmankerl aus der Heimat.

Von Sabine Ludwig

GAO. Michl R. hat gerade seine Nachtschicht hinter sich. Der Ansbacher blinzelt in die sengende Sonne. Sein Haar ist noch feucht. „Zwei Minuten duschen, mehr ist nicht drin. Wenn jemand von uns zu viel verbraucht, wird das Wasser abgestellt." Die Regeln bei der Bundeswehr sind streng, das Leben im Wüstensand herausfordernd – das spürt auch der Mann aus Mittelfranken.

Der Frankenstammtisch hilft ihm. Wie jeden Sonntag sitzt der Oberleutnant mit seinen Kameraden, die ihren Nachnamen aus Sicherheitsgründen nicht nennen dürfen, im Freien vor der Castor-Bar. Das muss sein, dieses bisschen Gefühl von Heimat. Das schweißt zusammen. Kameradschaft ist bei der Bundeswehr ein großes Thema, und es wird hier am Wüsten-stammtisch auch im ganz Kleinen zelebriert. Mit heimischen Würstchen, Salami und „Opas Weißem". Die Feldpost hat die Schmankerl gebracht. Geschickt von den Lieben zu Hause. Dazu Baguette aus der Kantine als Hommage an das französische Protektorat, zu dem Mali einst zählte.

Wie eine Trutzburg mit drei Kilometern Mauer und Stacheldraht ragt das deutsche Camp Castor aus dem roten Sand. Einen Steinwurf entfernt liegt die einst blühende Stadt Gao, die heute nur noch mit Patrouillen in geschützten Fahrzeugen angefahren wird. Temperaturen bis 48 Grad gehören zum Alltag. Soldatenleben im Extremen.

Markus R. erinnert sich an frühere Einsätze. In ganz Europa sei der Streudorfer mit der Bundeswehr unterwegs gewesen. Der Hauptfeldwebel absolviert in Mali seinen Dienst in der Zahlstelle von Camp Castor. „Ich versorge die Kameraden mit Bargeld und leiste Zahlungen, die das Kontingent betreffen", sagt der begeisterte Cabrio- und Motorradfahrer. Was mag er an seinen Job? „Es ist jedes Mal eine neue Herausforderung, das gefällt mir. Ich kenne viele Kameraden aus früheren Einsätzen. Die Welt der Bundeswehr ist klein!" Zugutekommt ihm, dass er ungebunden ist.

Ungebunden ist Stefan J. nicht mehr. Er freut sich schon auf seine Freundin. In ein paar Wochen wird er sie wieder in die Arme schließen können. Verständnisvoll war sie damals am Militärflughafen Köln-Bonn, als der Fürther in die Wüste flog. Das schätzt er an ihr und vieles mehr. Nächstes Jahr wird endlich geheiratet. Ganz sicher. Da wird ihm kein Einsatz mehr in die Quere kommen. Der Berufssoldat träumt vom Familienleben mit ein bis zwei Kindern.

Doch jetzt heißt es noch, sich in Geduld zu üben. Der Fürther koordiniert fünf Rettungsteams. Für den Fall der Fälle. Anfang 2018 gab es einige Angriffe auf Konvois und immer wieder Angriffe mit Mörserfeuer. Im April schlug eine von drei abgefeuerten Raketen in der Nähe des Super Camps in Gao ein. Es gab zum Glück weder Verletzte noch Tote. Auch in das UN-Camp bei Timbuktu haben neun Selbstmordattentäter versucht einzudringen. Sie wurden abgewehrt.

Bei einem Anschlag mit Verletzten gilt die 10-1-2-Regel. Das heißt, dass in zehn Minuten die Erste Hilfe durch Kameraden vor Ort erfolgen muss. Innerhalb der ersten Stunde muss die Behandlung durch einen Arzt geschehen, der mit dem MedVac-Hubschrauber, der im Camp zum Einsatz bereitsteht, eingeflogen wird. Flankiert wird er von ein bis zwei Kampfhubschraubern, um die Evakuierung zu sichern. Innerhalb von zwei Stunden muss die chirurgische Versorgung in einem Militärkrankenhaus, wie beispielsweise im nahe gelegenen UN-Super-Camp stattfinden. Das ist das Szenario im Ernstfall, der aber jederzeit passieren kann. „Alle Sanitätseinsätze der Deutschen laufen über mich. Das gilt es zu koordinieren mit all dem nötigen Papierkram", betont der frühere Erlanger Waldorfschüler. Bis jetzt allerdings verliefen die Einsätze glimpflich. „Wir hatten drei Verletzte, die aufgrund der großen Hitze kollabierten."

Die Stabilisierungsmission in Mali, kurz Minusma genannt, gilt als die derzeit gefährlichste UN-Mission weltweit. Aber: „Mali ist nicht Afghanistan", betont Kontingentführer Aslak Heisner. Jeder Einsatz sei anders, die Konflikte vielschichtig: Die Ursachen würden sich unterscheiden und natürlich auch die Herausforderungen vor Ort. „Aber mit Blick auf meine Erfahrungen kann ich auch feststellen, dass das Engagement der Bundeswehr in allen Einsatzgebieten den Menschen immer Perspektiven und Hoffnungen gegeben hat. Dazu haben wir mit unseren Verbündeten und Partnern unseren Beitrag geleistet. Das ist eine Gemeinsamkeit, und die gilt auch für Mali und Minusma", sagt Heisner.

„Begeistert ist meine Verlobte nie, wenn ich auf Auslandseinsatz bin."
Michl R.
Oberleutnant der Bundeswehr

Insgesamt 12 000 Soldaten beteiligen sich an dieser UN-Friedensmission. Das Ziel dabei ist, die Stabilisierung des malischen Staats zu unterstützen und einem drohenden Bürgerkrieg entgegenzuwirken.

Die rund 1000 deutschen Soldaten haben dabei die Aufgabe, Minusma Aufklärungsergebnisse zur Verfügung zu stellen. Dazu fahren sie unter anderem in die umliegenden Dörfer, um mit den Dorfältesten und lokalen Autoritäten zu reden. Darüber hinaus sammelt die Aufklärungs-Taskforce Informationen zur Nahrungsmittelsicherheit oder Nahrungskrise ebenso wie jene über die Infrastruktur der Dörfer, bewaffnete Gruppen, Terrormilizen und die allgemeine Sicherheitslage. Auch diese Informationen gehen an Minusma.

Michl R. kennt gefährliche Einsätze. Gerade erst kommt er aus Afghanistan zurück. Gedient hat er dort in Masar-i Sharif. Sieben Wochen lang. Angst kennt er dabei keine. „Man weiß halt nie, was passiert. Manchmal bin ich aber auch in der glücklichen Lage, das Camp gar nicht verlassen zu müssen." Der Ansbacher ist oft für die Bundeswehr unterwegs. „Hier ist mein siebenwöchiger Dienst ein recht überschaubarer Einsatz", betont der in der Luftwaffenkaserne in Köln-Wahn Stationierte.

Michl R. und seine Kameraden prosten sich zu. Es gibt Weißbier. Alkoholfrei, versteht sich. Im Camp herrscht Zero Promille. Für den gesamten Einsatz. „Ein ordentliches Bier vermisse ich schon", schmunzelt er. „Und richtige Teller mit stabilem Besteck." Denn im Lager gibt es aufgrund der Wasserknappheit nur Plastikgeschirr, das nicht gespült werden muss. Der Ansbacher erinnert sich an frühere Einsätze, zum Beispiel in den USA, Israel, Polen. „Da ging es um Rüstung und Logistik", erklärt er. Hier im Camp Castor gefällt ihm sein Job als Sensorbediener der Drohne Heron. Verantwortlich ist er dabei für Kameraführung und Flugtechnik.

„Uns steht in Mali Spitzentechnik zur Verfügung, und wir müssen den Vergleich mit anderen Staaten nicht scheuen. Zum Beispiel kann die Heron-Drohne in ganz Nordmali zur Überwachung eingesetzt werden. Oder die kleinere Aufklärungsdrohne Luna, die regional auch bei den kürzlich erfolgten Wahlen für Aufklärungsergebnisse im Raum Gao sorgte", ergänzt Kontingentführer Heisner.

Die fränkischen Wimpel über dem Stammtisch flattern im Wüstenwind. Noch ein Prost auf die Heimat und dann geht es für drei Kameraden, auch wenn es Sonntag ist, zurück an den Arbeitsplatz. Und für Oberleutnant Michl R. selbst erst einmal ins Bett. Zuvor ruft er aber noch seine Verlobte zu Hause an. „Begeistert ist sie nie, wenn ich auf Auslandseinsatz bin. Aber das ist mein Job. Sie hat es von Anfang an gewusst und akzeptiert."

Hintergrund

Der Einsatz in Mali

- Das Mandat für die Bundeswehr in Mali geht bis Mai 2019. Die Verlängerung ist so gut wie sicher. Denn Frieden im Wüstenstaat wird es so schnell nicht geben. Dazu hatte Kanzlerin Angela Merkel Anfang des Jahres erklärt, dass Deutschland zwischen 2017 und 2020 rund 1,7 Milliarden Euro für die Entwicklung der Sahelstaaten ausgeben wird.
- Der wüstenhafte Norden Malis ist Rückzugsgebiet mehrerer mit Al-Kaida verbundener islamistischer Terrororganisationen. Islamisten kontrollieren dort und im Zentrum des Landes weite Landstriche. Stabilität in Mali zu erreichen, ist für Deutschland ein wichtiges Anliegen: Der Staat ist ein Transitland für Migranten und der Norden könnte bei einem Staatszerfall zu einer Hochburg für radikale Islamisten aller Art werden. (sl/dpa)

„Mali ist nicht Afghanistan", sagt Kontingentführer Aslak Heisner.

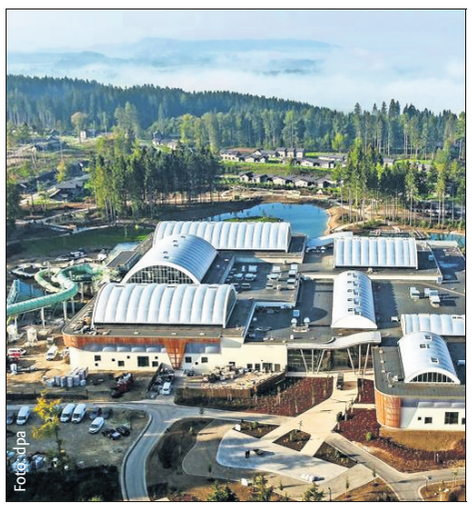
Wütende Gäste im Urlaubsparadies

Nach der Neueröffnung des Center Parcs im Allgäu: Die ersten Besucher reisen wegen Mängel wieder ab – Ferienpark stoppt Aufnahme neuer Urlauber

Von Rüdiger Bässler

LEUTKIRCH . Ein „touristisches Leuchtturmprojekt" kündigte Frank Daemen, Deutschlandchef der Center-Parcs-Gruppe, vor Wochen an. Vorzeigepark, größtes Tourismusprojekt des Landes oder Urlaubsparadies waren weitere Vokabeln, mit denen für die Neueröffnung des Parks Allgäu am 1. Oktober geworben wurde. Nun muss der Manager in der unfertigen Anlage vor den Toren Leutkirchs erzürnte Urlauber besänftigen. Viele von ihnen hatten sich schon einen Tag nach der Eröffnung auf der Facebook-Seite des Unternehmens Luft gemacht.

„Reinste Katastrophe! Kein Service! Häuser nicht fertig! Keine Ansprechpartner!", steht da. Oder: „Keine Gardinen. Keine Lampenschirme. Keine Bettwäsche." Verschmutzte Fußböden, ein kaltes Schwimmbad und gesperrte Rutschen waren weitere Beschwerdepunkte.



Drei Tage nach der Eröffnung wird der Betrieb im Ferienpark in Leutkirch wieder heruntergefahren.

Dass im Park bei der Eröffnung noch gearbeitet werden würde, war zwar bekannt – unter anderem deshalb hatten die rund 2600 Frühbucher einen Rabatt erhalten. Beispielsweise sind die zweigeschossigen Exklusiv-Häuser noch nicht fertig, mit denen sich Center Parcs erstmals in Deutschland an eine betuchte Kundschaft wendet. Erst im Lauf des Dezembers soll den Planungen zufolge alles fertig sein. Doch spätestens Mitte August hatten sich deutliche Fehleinschätzungen des Baufortschritts angedeutet, die Zahl der Arbeiter auf dem 184 Hektar großen Gelände war auf rund 1200 erhöht worden. Unter anderem soll die Sommerhitze ein Grund dafür sein, dass Handwerker langsamer arbeiteten als prognostiziert.

Weshalb die Eröffnung der rund 350 Millionen Euro teuren Ferienanlage trotz einer hohen Zahl ungelöster Probleme nicht verschoben wurde, bleibt eine unbeantwortete Frage. Eine Sprecherin von Center Parcs gab nur eine allgemeine Auskunft: „Auch wenn die Anlaufschwierigkeiten für uns nicht vorhersehbar waren, übernehmen wir für die momentane Lage die Verantwortung." Der Leutkircher Rathaussprecher mutmaßt: „Bei einer Investition wie in Leutkirch zählt jeder Tag." Zum 1. Oktober haben in vielen Bundesländern die Herbstferien begonnen.

Wer bleibt, bekommt 150 Euro geschenkt

Egal ob das Park-Management von den Baumängeln überrascht wurde oder sich das Herbstgeschäft sichern wollte – es zahlt nun einen hohen Preis. Abreisewilligen Gästen wurden in Leutkirch die Buchungs- und Anreisekosten erstattet, zudem gab es Angebote für einen kostenlosen Urlaub in einer Center-Parcs-Anlage. Wer blieb, bekam 150 Euro geschenkt. Doch der Schaden ist noch größer. Aus „technischen und operativen Gründen", so die Unternehmenssprecherin, „haben wir uns entschieden, bis zu einem späteren Zeitpunkt im Oktober keine neuen Gäste zu empfangen". Inzwischen dürften viele Telefone klingeln. „Wir werden alle betroffenen Urlauber kontaktieren und sind bemüht, mit jedem Einzelnen eine angemessene individuelle Lösung zu finden".

Fraglich, ob das gelingt. Bei unserer Zeitung meldete sich eine Familie mit folgender Erfahrung: „Wir sind heute mit zwei behinderten Kindern aus Niedersachsen in Richtung Leutkirch losgefahren. Um 16 Uhr wurden wir angerufen und es wurde uns gesagt, wir können nicht anreisen, das Haus ist nicht bewohnbar. Absolut unmöglich so was, als Alternative wurde uns angeboten, nach Frankreich weiterzufahren, leider nimmt mein Kind Medikamente, mit denen ich nicht ohne Weiteres ins Ausland fahren kann." Fazit: „Das ist eine Zumutung!"